

Unserem Nachbarland droht der Verlust seiner produktiven Basis.
Da hilft kein Linksruck, sondern nur eine Rückbesinnung
auf die eigenen industriellen Tugenden

Frankreich könnte es

8. Februar 2013, Gerd Held

Francois Hollande hatte einen großen Frühling. Er wurde mit satter Mehrheit gewählt und zum Hoffnungsträger für ganz Europa auserkoren. Doch bei näherem Hinsehen war sein Programm merkwürdig negativ: Den Reichen sollte mehr genommen werden, den wirtschaftlichen Aktivitäten sollten mehr Auflagen („Regulation“) gemacht werden. Nun zeigt sich, dass dies Negativprogramm an den Problemen unseres Nachbarlandes völlig vorbeigeht. Die Aufgabe, die hier im Raum steht, heißt Reindustrialisierung. In der zweitgrößten Volkswirtschaft Europas ist der Anteil der Industrie am Bruttoinlandsprodukt zwischen 2000 und 2011 von 18,5 Prozent auf 12,5 Prozent gesunken. In einem Jahrzehnt hat das Made in France außerordentlich viel verloren, alle Schuldenprobleme führen zu diesem harten Kern.

Jede Industrialisierung ist eine Zumutung. Sie war es für die alten Agrargesellschaften und sie ist es heute für die wuchernden Dienstleistungsgesellschaften, bei denen die Wertschöpfung zu kurz kommt. Heute liegt die Zumutung darin, dass das „Herstellen“ von Leistungen auf den verschiedensten Tätigkeitsfeldern wieder ernst genommen werden muss. Der Verweis auf die „Vielfalt“ der Dienstleistungsgesellschaft hilft nicht weiter, wenn sie nicht auf eine strikte Effizienz gebaut ist. Wenn wir heute von Industrie sprechen, dann sollten wir nicht eine bestimmte Branche im Auge haben, sondern eine Arbeitsweise. Heute gibt es nicht nur eine Eisen- oder Chemieindustrie, sondern auch eine Agrarindustrie, eine Finanzindustrie, eine Bauindustrie, eine Gesundheitsindustrie oder eine Medienindustrie. Auch Dienstleistungen kann man industrialisieren, wenn man die Arbeitsteilung verfeinert, die Abläufe flüssiger gestaltet, größere technische Anlagen und wissenschaftliche Erkenntnisse einsetzt. Reindustrialisierung bedeutet also nicht die Sehnsucht nach alten Schornsteinen, sondern eine Leidenschaft des Produzierens im großen Maßstab, die auch Härten in Kauf nimmt. In einem Industrieland gibt es eine Professionalität, die bereit ist, sich auf wiederholende Tätigkeiten einzulassen und sich an die Bewegungen großer Massen anzupassen. Sie kann, wenn es sein muss, eine Menge Lärm, Beton oder Bildschirmlicht ertragen.

Wenn es nur darum geht, wer die fertigen Güter und Dienste bekommt, liegt der Neid nahe und die Gleichheit wird zur sozialen Obsession. Wenn hingegen industriell gedacht und gefühlt wird, ist man eher bereit, die Existenz großer Vermögen zu tolerieren und auch den Hilfsarbeiter nicht zu verachten. Allerdings achten die Menschen darauf, dass die Industrie nicht alles besetzt, sondern als Kontrapunkt eine Lebenswelt gepflegt wird, in der nicht nur der Erfolg regiert, sondern auch Melancholie und Humor. Eine völlige Durchindustrialisierung würde den Eigensinn der Menschen zerstören, ihre Souveränität hätte keinen Spielraum. Doch die Zumutungen der Industrie sind nur zu ertragen, wenn Menschen sie aus freien Stücken eingehen und Stolz empfinden können, wenn die große Maschine läuft. Ja, das Produzieren kann auch in unserer Zeit eine Leidenschaft sein. Industrie kann cool sein.

Und Frankreich? Zu den Vorurteilen über unser Nachbarland gehört, dass es zu solchen Leidenschaften eigentlich nicht fähig ist, weil es „lateinisch“, „südländisch“ und daher kulturell irgendwie auf Verschwendung und Trägheit festgelegt sei. Doch gerade Frankreich widerlegt solche kulturellen Fundamentalurteile. Seine Beiträge zur Moderne sind immens, nicht nur in der frühen Neuzeit, sondern auch in der industriellen Revolution. Vor allem aber sollten nicht jene „dreißig ruhmreichen Jahre“ („trente glorieuses“) nach dem zweiten Weltkrieg vergessen werden, in denen unser Nachbarland zur zweitgrößten Volkswirtschaft in Europa aufstieg. Diese Zeit liegt noch nicht lange zurück und sie war keine technokratische Fremdveranstaltung in einem trägen Land. Zwar waren staatliche und wirtschaftliche Eliten hier stärker vermischt, aber auf beiden Seiten herrschte industrieller Elan. Anders wäre der internationale Rang, den sich Frankreich in dieser Zeit erarbeitet hat, nicht erreichbar gewesen. Keine Technokratie kann eine solche produktive Breite und Qualität aus der Retorte erzeugen.

Noch ein anderer moderner Eigensinn war in dieser Zeit lebendig: Das Frankreich von 1963, mit dem Deutschland vor fünfzig Jahren einen Freundschaftsvertrag schloss, faszinierte mit seiner lockeren, eigensinnigen, bisweilen frivolen, sehr robusten Lebenswelt. Mitten in der großen Maschine Paris konnte man eine gelassene Anarchie finden, deren Spuren für den heutigen Besucher kaum noch sichtbar sind. Damals war Frankreich noch nicht das Land der teuren Dienstleistungen, sondern das Land der Routard-Chansons und Bistrot-Milieus, der klapprig-kurvengängigen Blechautos, der Keller des Rive Gauche und der Pavillons der Vorstädte – mit einem Existenzialismus, der ganz ohne staatlichen Mindestlohn auskam. Für diese große Spannweite von rasanter Industrialisierung und eigensinniger Lebenswelt hat eine ganze deutsche Generation Frankreich geliebt und bestaunt.

Frankreich kann Industrie. Daran zu erinnern ist heute, wo Paris Milliardendefizite vom Automobilbau meldet, wichtig. Allerdings ist ein Umsteuern nicht leicht. Der Gesellschaft scheint ihr Industriestolz weitgehend abhandengekommen zu sein. Der alarmierende Bericht, den der alte Industriekapitän Louis Gallois vor ein paar Monaten vorlegte, dokumentiert einen Mentalitätswandel, der Eliten und weite Bevölkerungskreise von der betrieblichen Realität entfernt hat. In dieser Lage zeigt sich eine verheerende Folge der Wahlkampagne Hollandes, die ganz auf den Gegensatz „arm gegen reich“ gebaut war. Das erweist sich nun als soziale Hypothek für jede Reindustrialisierung. Es führt dazu, dass die Besitzstände in den Vordergrund rücken und größere, dauerhafte Kompromisse noch schwieriger werden. Die Zeitung „Le Monde“ sprach vor kurzem von einer „sich verhärtenden Gesellschaft“. Und doch kann das nicht das letzte Wort sein. Frankreich hat seine produktiven Tugenden historisch schon erwiesen, sie müssen nur neu entdeckt werden. Niemand sollte unser Nachbarland leichtsinnig und vorschnell abschreiben. Es ist der Schlüsselfall in Europa. Eine europäische Reindustrialisierung wird nicht gelingen, wenn sie nicht die französische Nation erfasst.

(Manuskript vom 8.2.2013, erschienen als Essay in der Tageszeitung DIE WELT am 15.2.2013 unter dem Titel „Verhärtetes Frankreich“)